

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Anekdoten und Erzählungen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

1) Erwerbung des Bodens	246,000 fl.
2) Herstellung des Planums	548,000 "
3) Uebergangswerke und Zugbänke	98,700 "
4) Unterbau und Bahn	298,820 "
5) Sattienlager	228,500 "
6) Schienen und Befestigung	615,200 "
7) Gebäude für den Dienst auf der Bahn	44,000 "
8) Einrichtung der Stationen	293,200 "
9) Einrichtung der Bahn	35,150 "
10) Allgemeine Kosten	62,000 "
11) Unvorgesehene Ausgaben	50,130 "
12) Vertriebskapital	266,300 "
In Summa	2,786,000 fl.

Aus vorstehender Berechnung möchte vielleicht mancher der geneigten Leser entnehmen, daß die ganze Bahn, im Verhältnis

zu dieser ersten Strecke, den den Landständen vorgelegten Voranschlag weit übersteigen werde. Allein dem ist nicht so, indem hier allernächst in Betracht kommt, daß gerade von Mannheim bis Heidelberg die größten Kosten aufgewendet werden müssen, für die Dämmarbeiten und die kostbaren Dienstgebäude, worunter auch die Stationsplätze begriffen sind. Außer Karlsruhe und Freiburg werden aber auf allen übrigen fünf Strecken keine Stationsplätze von Bedeutung mehr angelegt werden.

Mit dem gesammten Publikum wünscht der hinkende Bote, daß das große väterländische Werk bald vollendet und das gewünschte Resultat erzielt werden möge.

(Geschrieben Ende Juni 1839.)

Anekdoten und Erzählungen.

Zeller

Erzählung aus dem sächsischen Erzgebirge.
(Eine Volksfage.)

Es war der Dämmerung des Jahres 1570; lieblich stieg die Sonne hinter den schwarzen Fichten des Keilberges herauf, und bestrahlte das dunkle Haupt des Fichtenderges, ehe noch die Bewohner des freundlichen Wiesenthalles (ein kleines sächsisches Städtchen) ihrer Strahlen sich freuten. Allmählig wichen auch die Nebel aus dem tiefen Thale, und im Städtchen ward es lebendig. Die Kirchenglocken luden zur Feier der Auferstehung des Heilandes in die geräumige, mit vielen Schnitzwerk verzierte, Kirche des Orts ein; von den benachbarten Dörfern war schon lange eine große Anzahl der Bergleute in ihren Festtagskleidern dem Städtchen zugewallt; häßlich nahmen sich die wohlhabenden Häuser aus in ihrer grünen Mähe mit der glänzenden Cocarde, in dem schwarzen Paradekittel mit den golden Metallknöpfen, den weißzeugenen Kragen, mit Spizen besetzt, den schneeweißen Strümpfen, und den bis an's Knie reichenden weißleinenen Beinkleidern mit den glänzenden Kniebügeln, und mit der Berggarde von glühendem Eisen. Die geschmückte Menge füllte bereits in anständiger Stille das Gotteshaus, und die Dr-

gel schallte majestätisch durch die hohen Räume, als noch ein armer Häuer in seinem grauen Grubenkittel an die Thüre der Kirche trat und, gedankenvoll den Kopf gesenkt, daselbst stehen blieb.

Es war der arme Zeller. Eine Stunde vom Städtlein, in dem waldigen Wiesengrunde, stand sein kleines, ärmliches Hättchen. Auch ihn hatte der helle Strahl der Pfersonne vom harten Stroblager aufgeschwehrt, und nachdem er trübstanig sich im Hättlein umgeschaut hatte, trat er heraus vor die Thür in den hellbesonnten Grund. Denn drinnen seufzte sein liebes Weib schon seit vier Wochen auf dem Krankenslager, von einem hitzigen Fieber verzehrt; sein jüngstes Söhnlein jahre laut um Brod, während zwei ältere Knaben, die des Vaters Noth schon fühlten und verstanden, still und trübstanig durch das kleine bestaubte Fenster in die schöne Morgenlandschaft hinausblickten. Zeller war ein fleißiger, rechtschaffener, frommer Mann, er schwing seinen Häusel (Bergmannshammer) unverdrossen, und war immer der Erste, der auf den Klang des Häuerglöckchens zur Schicht (Arbeit) fuhr, und der Letzte, der den Schacht verließ. Aber der Herr der Grube war ein harter, geiziger Mann, der selbst den Reichthum in seinen Kisten und Kästen aufhäufte, den armen Häuern aber kärg-

sich den Lohn zumäß, und, wo es ging, ihnen noch davon abzog. Doch alles dies hatte Teller nicht entmuthigt; Gott erbielt ihn ja immer stark und gesund, der erworbene Lohn reichte zum Rothdürftigsten hin; und noch hatte er sich mit den Seinigen nie hungriq zu Bette gelegt. So kam Weibmachten heran; der Segen des Herrn wich sichtlich von dem geizigen Grubenherrn; seine Grube ward auflässig (geringhaltig), seine Häuser machten Schicht (Feierabend), und auch Teller ging mit den letzten Groschen in sein Hättchen zurück. Die geringe Ersparniß war bald darauf gegangen, ein Stück nach dem andern aus der kleinen Wirthschaft ward zu Gelde gemacht, selbst seine schöne Festtagskleidung mußte er verkaufen; dazu bekam, wie schon erzählt, sein Weib das Fieber, und gerade um die liebe Osterzeit, wo alle Christenherzen sich freuen, wollte es dem Bergmann am längsten werden.

So stand er denn vor seiner Thüre, und wußte seines Jammers kein Ende; mit gefalteten Händen bat er den Auferstandenen, ihn doch nicht in dieser herben Noth zu verlassen; wie er so viele gesund macht, doch auch sein liebes Weib zu heilen; und wie er 5000 Mann mit wenigen Broden gespeist, auch seine hungernden Kleinen am Feste seiner Auferstehung satt zu machen. Thränen der Wehmuth füllten seinen Blick, als der Zug der festlich gekleideten Häuser mit ihren Frauen und Kindern, Blumensträußchen vorn an der Brust und das Gesangbuch in den Händen, an ihm vorüberschritt, und trübe erwiderte er den Gruß mancher Bekannten und Freundes, der ihm vom Wege aus zunickte. So immer mit seinem Jammer beschäftigt, schritt er endlich bedrückt in das Thal hinein, und ohne auf seinen Weg zu achten, ging er nach Gewohnheit der alten Grube zu, die sein geiziger Herr verlassen hatte. Noch stand das Zechenhaus *) unverschlossen und dem Zusammenfalle nahe; Teller schritt hinein, und als ihn die dunkle Lirze des Schachtes angähnte, regte sich in seinem Herzen eine veruchende Stimme, die ihm rief, durch einen Sprung da hinab sei-

*) Zechenhaus: ein Gebäude, in oder bei dem sich der Schacht befindet, und wo die Bergleute vor dem Hin- und nach dem Ausfahren beten und singen, und ihre Geiz (Arbeitszeit) aufbewahren.

nem Glende ein Ziel zu setzen. Während er noch mit dem finstern Gedanken rang, ertönten plötzlich lieblich durch die Morgenluft die Töne des Wiesenthaler Glockengeläutes zu ihm herüber. Ergrißen von der feierlichen Mahnung eilte er schnellen Schrittes von dem veruchungsvollen Schacht hinweg, und dem Dertichen zu, wo er sich in seinem Grubenkittel an das geöffnete Kirchenthor lehnte, und wo wir ihn im Anfang der Erzählung fanden.

Nach dem erhebenden Auferstehungsliede wurde es ihm schon etwas leichter ums Herz; dann bestieg der greise Pfarrer die Kanzel, und Teller konnte kein Auge von dem ehrwürdigen Antlitz verwenden. Die kräftige eindringliche Predigt, die zum Vertränen auf Den ermahnte, der, um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden, nun verheißten bat, bei uns zu sein bis an der Welt Ende, erinnerte Teller an seine kaum durch Gottes Gnade überstandene Versuchung, und er mußte, von tiefer Scham ergrißen, die Augen niederschlagen. Als er sie nun wieder gegen den Prediger erhob, da dächte ihm, als säte er am Altar seine eigene Gestalt in Häuserfestagskleide, und mit einer reichen Silberstube (Silbererz) auf der Schulter, knien. Schnell wandte er betroffen das Auge hinweg, und als er wieder hinblickte, war das Gesicht verschwunden. Er ging nun nach dem Ende des Gottesdienstes langsam durch die Weiden nach Hause, und so sehr er sich auch mühte, das eben Erfahrene als ein bloßes Gebilde seiner Einbildung zu vergessen, konnte er es doch nicht aus seinen Gedanken verdrängen. Möglich klopfte ihm etwas sanft auf die Schulter; er sah auf, und ein wohlgekleideter Mann fragte ihn freundlich, warum er am Festtage im Arbeitskittel einhergehe? Offen und zutraulich entdeckte ihm Teller seine Noth, und der mitleidige Herr schenkte ihm einen blanken Thaler. Voll Freude eilte nun der arme Häuer zur Stadt zurück, und kaufte Brod für sich und seine Kleinen und für sein Weib einen kühlenden Trank. So hatte der Herr sein Gebet erhört und die arme Bergmannsfamilie an seinem Auferstehungsfest nicht länger hungern lassen.

Aber Teller sollte noch mehr Beweise der göttlichen Güte empfangen. Eine innere Stimme, die er nicht los werden konnte, und

die ihn selbst des Nachts im Traume nicht verließ, trieb ihn an, die verlassene Grube zu muthen (bauen). Sollt' es ein Wink vom Herrn sein? dachte der ehrliche Häuer; endlich gehochte er ihr, ging auf das Bergamt, und mietete um wenige Groschen die als unergiebig völlig unbeachtete Grube. Des andern Morgens mit einem herzlichem Gebet von seiner kranken Frau scheidend, fuhr er allein an, und arbeitete mit Hacke, Bohrer und Häufel unerdrossen bis in die späte Nacht. Aber er hieb nur in taubes Quarzgestein, und kehrte trüben Muthes in sein Hüttchen zurück. Des andern Morgens fuhr er wieder an, das letzte Stückchen Brod in der Tasche und sein letztes Grubenlicht in der Laterne. Schon hatte er bis Mittag sich müd gearbeitet, und der Hunger mahnte ihn. Da legte er sein Häufel neben sich auf eine Stroffe*), und schickte sich an, sein letztes Brod zu verzehren, vergaß aber vorher nicht, auch den Herrn Jesum nach frommer erzgebirgischer Sitte zu Tische zu laden. Während er aß, kroch aus einer Spalte des Gesteins, welche die Häuer ein Drusenloch nennen, ein kleines Mäuslein und näherte sich ohne Furcht dem Häuer, die Krümlein auflesend, die ihm entfielen. Der gutmüthige Mann lächelte und sprach: „Kommt furchtlos, kleines Thierchen, bist ja auch ein Häuerlein wie ich, und wirst nicht oft mehr von den Brosamen essen, die meinem Tische entfallen!“ Und mit den Brosamen zugleich, die er gutmüthig dem Mäuslein binwarf, fielen ein Paar helle Thränen auf das kalte Gestein. Nachdem er nun gegessen hatte, dankte er Gott, und blieb noch eine Zeit lang, den Kopf auf die Arme gestützt, gedankenvoll sitzen. Das Mäuslein hatte unterdessen die letzten Brosamen aufgefressen, und nagte nun begierig an dem in der offenen Laterne neben dem Häuer stehenden Grubenlichte. Schon hatte es ein gut Stück herausgenagt, und das Licht begann zu wanken, als es Teller noch glücklich bemerkte, ehe er in die tiefe Finsterniß begraben war. Mit den zornigen Worten: „Mein letztes Brod theilte ich mit dir, und nun willst

du mir auch noch sogar mein letztes Grubenlicht entwenden!“ ergriff er das Häufel und schlug nach dem enteilenden Mäuschen. Er traf es zwar nicht, dagegen sprengte der kräftige Schlag von dem Boden des Stollens ein großes Stück Gestein ab, und — ein reiche Silberader leuchtete den Blicken des erstaunten Häuers entgegen. Das Häufel entsank seiner Hand, und lange lag er sprachlos betend auf den Knien. Dann nahm er schnell sein Zeug zusammen und eilte mit der frohen Kunde in sein Hüttchen zurück. Die gute Nähr wirkte kräftiger als eine Arznei auf die kranke Frau; und das Hüttchen, so lange der Sitz des Elendes, tönte nun wieder vom Jubel der Freunde. Den nächsten Morgen zeigte Teller sein Glück bei dem Bergamt an, und die verlassene Grube füllte sich wieder mit fleißigen Arbeitern; in dem beinahe eingesunkenen Zechenbause ertönte wieder das Häuergschleim und frommer Gesang und Gebet der zur Schicht fahrenden Bergleute. Teller ward ein reicher angesehenner Mann, vergaß aber nie seiner Armuth, und nie Dessen, der ihn aus dem Elende herausgezogen und mit Gaben gesegnet hatte. Jeden Sonntag Morgen, wenn die Glocken von Wiesenthal ertönten, zog er im Festtagskleide aus seinem stattlichen Hause mit seiner Familie in die Kirche; alle Häuer grüßten den wohlthätigen Grubenberrn freundlich, und keiner mißgönnte ihm sein Glück: denn Teller war fromm und demüthig. Am festlichsten beging er den Diermorgen; und zum Andenken an sein Gesicht in der Kirche ließ er sich selbst in der Festtagskleidung mit einer Silberstufe auf der Schulter in Holz schneiden, und in der Wiesenthaler Kirche als Träger eines Bethhors aufstellen; da steht er noch heutzutage. Seinen drei Knaben baute er drei stattliche Häuser in dem großen Walde zwischen Wiesenthal und Rittersgrün; auch sie stehen noch heut, und tragen den Namen ihres Erbauers: Tellerhäuser.

Die Fischerin.

In Schottland ist ein Dorf, das Gourloch heißt. Es liegt am Ufer einer schönen Bucht, ungefähr drei Meilen von der Stadt Delingburn, und wird größtentheils von

*) Eine Stroffe ist das in der Sohle eines Stollens (d. h. horizontalen Ganges, während Schacht den senkrechten bezeichnet) hervorstehende Gestein.

Fischern bewohnt. In den Sommermonaten besuchen es viele Fremde, die dahin kommen, um zu baden, und dann Wohnungen bei den Fischern nehmen.

Kein Ort in Schottland, oder dem ganzen brittischen Reiche, hat vielleicht eine so schöne Lage wie Gourloch. Vom Gipfel eines Hügel, östlich, und nicht weit vom Dorfe gelegen, hat man eine Aussicht, wie sie einem in Gebirgsgegenden, wo dazwischen treuende Berge keine ausgedehnte Landschaft zulassen, selten zu Theil wird. Was man hier sieht, gleicht den Wogen eines wildbewegten Meeres, denen ein Zauberer geboten, mit einmal still zu stehen, und sich mit Gras und Bäumen, Blumen und Moos und Kräutern zu bedecken; nicht bloß Berge hinter Bergen, der reichste Wechsel von Wiese und Wald, Ebenen und sanfte Höhen, Häusergruppen und einzelne Wohnungen, bieten sich dem Auge.

Als ich auf einem Ausfluge in die westlichen Gegenden Schottlands jenen Hügel zum erstenmale besuchte, hatte ich mich, müde vom Aufsteigen, auf einen losgerissenen Felsbrock gesetzt, aus welchem Menschenhände einen Sitz geformt, und auf dem ich in roh ausgearbeiteten Zügen die Worte: „Ruhe aus, und sei dankbar!“ eingegraben fand. Die Natur, als sei sie stolz auf ihre Schönheit, willens gewesen, dem Wanderer einen Fingerzeig zu geben, hat diese Felsenrümmer gerade an eine Stelle geschleudert, wo das Auge in allen ihren Reizen schwelgt, und ich war so verloren im Anschauen, daß ich einen älteren Mann, der kurz nach mir den Hügel heraufgekommen war und sich neben mich gesetzt hatte, kaum gewahr ward. Er grüßte mich jedoch und weckte mich aus meinen Träumen. Sein Aeußeres war ernst und rechthlich; man sah ihm den Seemann auf den ersten Blick an. Ich hielt ihn für einen der wohlhabenden Fischer aus dem Dorfe, der sich durch die Mühen und Anstrengungen des Jugend- und Mannesalters Ruhe und Behaglichkeit für den Abend seines Lebens errungen hatte, und eine kleine Pause in den Beschwerden des Lebens, die ihm Zeit ließ, um sich zu schauen vor der hereinbrechenden Nacht, hier an dieser Stelle zu seiner Erholung noch benutzen wollte.

Wir wurden gar bald vertraut, und ich fand, daß er wohl gewußt, was er gewollt auf seiner Pilgerschaft. Er erzählte mir mancherlei von seinem Dorfe und Sagen der Umgegend, und wollte meine Zweifel an Abhängen bestreiten. „Habt ihr's denn nie erfahren, lieber Herr,“ das waren seine Worte, „wie zuweilen ein Gedanke unser Hirn, oder ein Gefühl unsere Brust durchfährt, gleich dem Windeshauche, der über unsere Wangen gleitet, und von dem wir nicht wissen, von wannen er kommt, noch wohin er geht? Der Wind gehe vorüber und läßt keine Spur zurück; nicht also ist es mit jenen Gefühlen und Gedanken, die werden zu wirklichen Dingen, Beweggründe zu Handlungen, Fäden im Gewebe menschlicher Schicksale.“

Ich konnte ihm das nicht abläugnen; war ich doch selbst mehr als einmal in meinem Leben Zeuge von sehr ernsten Ereignissen gewesen, zu denen sich kein anderer Grund, als jenes Vorgefühl des Herzens, jener unbestimmte Geistesblick in die Zukunft angeben ließ. Des alten Mannes Bemerkung schien mir durch einen besondern Umstand erzeugt — ich äußerte meine Meinung.

„Ihr habt ganz recht,“ erwiderte er, „jetzt, wo ich die Gewässer dort unten in der Ducht so ruhig schlummern sehe, erinnere ich mich eines Vorfalles, der sich vor nicht gar langer Zeit ereignete, und woran mir das Andenken noch auf dem Herzen lastet gleich einem Mühlsteine.“

Ich bat den Alten, mir zu erzählen, und rückte ihm näher, um besser zu hören; ohne sich nöthigen zu lassen, gab er mir folgende Geschichte zum besten.

„Vor ungefähr sechs Monaten hatten wir ein Hochzeit im Dorfe — ein hübsches Paar hatte ich nie trauen sehen. Herr Douglas war der Sohn armer Eltern, hatte es aber in unserm Dienste bis zum Offizier gebracht, ich glaube er war Fahndrich gewesen. Sein Regiment war beim Frieden aufgelöst worden und er wieder zu uns gekommen, denn es gefiel ihm nirgends besser, als bei uns, und er lebte von seinem Halbsolde und dem, was er sonst erübrigt hatte, so gut es gehen wollte. Jeanie Stuart war die sanftmüthigste Dirne im Dorfe, und

zue und sanft wie ein Engel. Sie hatte Vater und Mutter verloren und wohnte bei ihrem Oheim, einem Fischer, wie wir alle sind, der ihr Obdach gab; für das übrige sorgte sie selbst, denn sie war sehr geschickt mit der Nadel, und fand in den Familien, die zur Sommerszeit wie die Holzwürmer aus den Winkeln und Löchern der großen Städte kriechen und zu uns kommen, um sich im prächtigen Meere zu waschen, vollauf zu thun. Sie war so freundlich und still, so anständig und wohlgezogen und dabei so lieblich anzusehen, daß selbst jene Weberstuhl- und Zuckerfässer-Noblesse kein Bedenken trug, sie unter sich aufzunehmen. Ohne es selbst zu wissen, und vielleicht ohne es zu wollen, behandelten sie Jeanie wie ihres Gleichen.

Jeanie und Herr Douglas wurden bald bekannt, und das Ende davon war, daß sie sich heiratheten. Sie wohnten in einem Hause, das Herr Douglas gekauft hatte, sehr ihr, Herr, dort unten, gerade wo die hervorragende Landspitze einen Winkel in der Bucht bildet, und lebten sehr glücklich. Der arme Jeanie war es oft hart angekommen, unter den Städtern zu leben; sie war so hochberzig, so fromm und mild, und die vornehmen Leute sind oft das Gegenheil. Manche langweilige Stunde hatte sie unter ihnen sitzen und ihr thörichtes Thun mit ansehen müssen, und sich vergebens nach Einsamkeit geseht, und dem Troste ihres eigenen Gemüthes. Jetzt hatte sie einen Gefährten, der ihr gleich fühlte, dessen Ueberlegenheit an Geist sie mit Stolz erfüllte, mit jenem Stolze, der dem Herzen des liebenden Weibes so wohl thut, und es erhebt über die Gespielinnen. Während der Kriege in fernen Ländern hatte Herr Douglas die Welt gesehen; er verstand die Sprachen fremder Völker, und wußte viel von ihren Sitten zu erzählen, und wie sie leben. Wenn er sprach verging die Zeit, ohne daß man es gewahrte, und Jeanie lauschte seinen Worten wie der Rede eines Propheten; sie hing an ihm, wie das Weisblatt am Stamme des Fruchtbaums; er war ihr der erste und liebste unter den Menschen. Was ihm Freude machte, war ihre Lust, seine Sorge ihr Kummer, sein bloßes Wort ihr Geses. Vor ungefähr vier-

zehn Tagen klagte sie eines Morgens, gleich nach dem Aufstehen, über große Müdigkeit und eine Umwandlung von Kopfweh; sie war traurig und niedergeschlagen, und Herr Douglas redete ihr zu, sich wieder niederzulegen, weil er hoffte, längere Ruhe werde sie heilen. Sie sagte, sie würde es thun, und da er etwas im Dorfe zu besorgen hatte, ging er aus. Als er zurück kam, fand er sie noch auf derselben Stelle, wo er sie verlassen hatte, am Tische am Fenster, den Kopf auf ihre Hand gestützt; sie versicherte ihn jedoch, sie fühle sich besser und es fehle ihr nichts mehr. Herr Douglas that, was wir alle thun, er ging fischen, strickte Netze und besserte die zerrissenen aus. Er glaubte Jeanies Versicherung, und sagte ihr, er habe versprochen, einige junge Leute aus dem Dorfe auf einem Fischerzuge in die hohe See zu begleiten, und werde erst den folgenden Tag zurückkommen. Sie blickte ihn lange mit einem Ausdrucke der Verwunderung an, als verstände sie ihn nicht, und als er ging, sein Geräth zusammen zu suchen, beobachtete sie sein Thun, als begriffe sie nicht, was er vorhabe. Aber als er kam, Abschied von ihr zu nehmen, schlang sie ihre Arme mit Hefigkeit um ihn, hielt ihn fest, und wollte ihn nicht fortlassen; doch sprach sie nicht.

„Was ist dir, Jeanie?“ fragte Herr Douglas, „was hast du?“

„Bleib heute bei mir;“ sagte sie endlich nach langem Zögern, „geh' diese Nacht nicht fort, nur diese Nacht nicht. Sieh', ich fordere so selten etwas von dir, schlage mir diese Bitte nicht ab; morgen will ich dich nicht aufhalten, nicht einen Augenblick.“ Herr Douglas forschte nach dem Grunde ihres Begehrens: sie konnte ihm keinen andern angeben, als eine unbeschreibliche Angst, die ihr das Herz zusammenschüre, eine Beklemmung der Brust und eine Traurigkeit, wie sie noch nie gefühlt in ihrem Leben.

Ihr Mann suchte ihre trübe Stimmung wegzuscherzen; als sie aber auf ihrer Bitte beharrte, ward er fast ärgerlich; er warf seine Netze über die Schulter, küßte sie und ging.

Jeanie blieb einige Minuten lang unbe-

weglich auf der Stelle stehen, wo er von ihr geschieden, und blickte starr nach der Thüre, durch die er gegangen war. Sie zitterte, wie das Laub, das der Wind bewegt, aber sie bekämpfte ihr Jagen, ließ sich auf ihre Knie nieder, strich das verworrene Haar sich von der Stirne, und indem sie Hand und Knie zum Himmel erhob, fehre sie zu Gott im Gebet, ihren Mann zurückzuführen in ihre Arme vor Einbruch der Nacht. Ergebungsvoll, wie der Erhörte gewiß, senkte sie das Haupt auf die Brust und stand auf; Ruhe kehrte in ihr Herz zurück, und ein Lächeln glitt über ihr Antlitz, wie ein Sonnenstrahl, der den Spiegel des Meeres erhellt. Als wäre ihr nichts begegnet, ging sie an die gewöhnlichen Geschäfte ihres Haushalts und schien so unbesorgt wie sonst.

Früh war das Wetter schön und still gewesen, aber der Tag ward schwül, und gegen Mittag fing es an zu wehen, so daß alte Seefahrer voraus sagten, es werde Sturm geben, noch ehe die Nacht anbräche.

Der Wind war jedoch so widrig gewesen, daß wir uns trösteten, die Fischerböte die ausgelausen, würden nicht weit genug gelangt sein, um vom Stürme zu leiden, und umkehren, wenn sie die Vorzeichen am Himmel sähen.

Aber wie der Abend näher rückte, nahm auch der Wind zu, und ein Wetter zog heran, wie wir es seit langer Zeit in dieser Gegend nicht erlebt haben. Die Schiffe, die in der Nacht lagen, wurden von ihren Ankern gerissen, und scheiterten an den Klippen; was sich nur Lebendiges auf dem Meere befand, eilte dem Hafen zu, den es zunächst erreichen konnte. Männer, die auf dem Wasser heimisch waren, wie auf der festen Erde, und den Sturmwind hatten pfeifen hören von ihren frühesten Tagen, wurden kleinmüthig, und die Weiber brachen in ein Jammergeschrei und Wehklagen aus, denn die meisten hatten Verwandte unter den jungen Leuten, die sich noch auf dem Meere befanden. Sie drängten sich zu einander in der Verwandtschaft ihres Kammers, und achteten Sturm und Regen nicht. Da war nur eine, die der Nachtsurm nicht schreckte, die ihr Haus nicht verließ, und des Trostes der Men-

schen nicht bedurfte. — Es war Jeanie. Zuweilen wohl lauschte auch sie dem Brausen des Meeres, das in Zwischenräumen ihr Ohr erreichte, gleich der Stimme des Wassergeistes, und legte auffahrend ihre Arbeit bei Seite; aber dann gedachte sie ihres Gebets zu dem, der die Jügel des Sturmwindes in seinen Händen hält, und auf dessen Geheiß das Toben des Meeres sich legt. Der Trost, der in jenem Augenblick heiliger Erhebung ihr Herz erquickt, wie Himmelsstau ein versengtes Land, erhielt sie aufrecht; „Gott kann nicht lügen,“ sprach sie zu sich selbst, und beschwichtigte das weibliche Jagen ihres Busens durch den Glauben; — der Anker ihrer Hoffnung ruhte im Himmel, kein irdischer Sturmwind konnte ihn verrücken.

Jeanie erhob sich von ihrem Sitze und räumte das Zimmer auf. Sie stellte ihres Mannes Schuhe zum Feuer, um sie zu wärmen, und legte mehr Holz auf; dann ging sie zur Thür, um zu hören, ob er nicht käme, und rückte den großen Armstuhl zum Kamine, damit ihr müder, durchnäster Seefahrer ihn in Bereitschaft fände. Endlich kamen die Nachbarn auch an ihr Haus, weil sie wußten, daß ihr Mann sich unter den Abwesenden befand, und sagten ihr, sie wollten hinunter ans Meer, und versuchen, ob sie etwas vom Schicksal der Böte erfahren könnten. Sie kam heraus, nicht eilig, oder wie von Furcht getrieben, aber ohne Mantel, mit unbedecktem Haupte, und ihrem gewöhnlichen weißen Anzuge, wie eine Braut, die zum Altare geführt werden soll. Wir gingen hinab, wohl zwanzig oder dreißig an der Zahl, und es würde euch gerührt haben, so viel bleiche Gestalten im rothen Scheine der Fackeln einherziehen zu sehen, und zwischen den Pausen, die der Sturmwind machte, ihre Wehklänge zu hören. Jeanie ging voraus, ihr Herz schien ruhig, und ihr Schritt war fest: nur wenn der Wehruf eines Weibes mit unheimlicher Vorbedeutung ihr Ohr traf, blickte sie ängstlich um sich, und ich hörte sie zu sich selbst sagen: „Gott! erhöre mein Gebet! gieb mir meinen Gatten wieder! bedarf es eines Opfers, so binde ein anderes auf den geheimnißvollen Altar deines Hornes.“ Wie entsetzt über das Frevelhafte ihres Gedan-

kens, blieb sie plötzlich stehen, gerade als wir die Felsen erreicht hatten, wo der Leuchthurm steht. Wir vernahmen Laute wie Menschenstimmen vom Ufer her; wir riefen und schwenkten die Fackeln: es antworteten uns bekannte Stimmen. Wir Männer kletterten zwischen den Felsen vorwärts so gut wir konnten und erreichten die Geretteten. Traurige Kunde kam uns zu Ohren. Ein Boot war zertrümmert worden, und sie zogen eben den kalten starren Körper eines Gefährten aus dem Wasser ans Ufer. Als die Weiber hinter uns das hörten, erhob sich ein schreckliches Jammergeschrei; denn keine wußte, ob es nicht ihr eigener Sohn oder Bruder sei. Nur Jeanie stand ruhig und unerschrocken neben dem Leichnam, und sprach heilige Worte des Trostes, daß die Weiber schwiegen ob ihrer Noth. Sie trat unter den Haufen, nahm eine Fackel aus der zitternden Hand, die sie hielt, und beugte sich damit zu dem Todten nieder. Das Licht fiel nur auf ihr eigenes schönes Antlitz; ich konnte kein Zeichen des Schreckens oder der Furcht darauf wahrnehmen: liebliche Röthe färbte die Wangen, und Himmelsglanz strahlte aus ihren Augen. Sie kniete hin zum Leichnam, ihr langes Haar flatterte im Winde: die Blicke der sie umgebenden Gruppe waren fast mehr auf sie, als auf den Gegenstand ihrer Klage gerichtet. Der Wind wehte das Licht der Fackel über das Antlitz des Todten, die Leuchte entfiel Jeanies Händen — sie sank auf die Leiche ihres Mannes.

Ihr Gebet war erhört, sie hielt ihren Watten in ihren Armen in jener Nacht, wie sie gefiebt. Als wir sie aufheben wollten, war das Leben von ihr gewichen; ohne Todeskampf war sie am Busen des Geliebten verschieden.

Bratwürste bringen an den Galgen.

Lorenz Grab, aus Raßdorf im Fürstenthum Eisenach gebürtig, wurde am 12. Februar 1796 zu Kaltenfondheim, einem zum Amte Lichtenau gehörigen Marktflecken, als Dieb gehängt. Bloß seine leidenschaftliche Hysterie nach Bratwürsten brachte

ihn an den Galgen. Seine vor mehreren Jahren verstorbenen Eltern gehörten zu den wohlhabendsten Einwohnern Raßdorfs und waren rechtschaffene Bauersleute. Als ihr Sohn mannbar wurde, gewöhnte er sich so sehr an den Genuß der Bratwürste, daß er jeden aufzubringenden Heller darauf verwendete. Seine Eltern wurden diese Leidenschaft frühzeitig gewahr und versuchten, ihr nach allen Kräften zu steuern, aber mit Bitten und Schlägen konnten sie nichts ausrichten. So oft sie den Rücken wandten, trug er Getreide und andere Sachen aus dem Hause, und kaufte sich Bratwürste dafür. Er heirathete, und nun hoffte man, daß Liebe zum Eigenthum ihn bewegen würde, weniger Geld auf die Befriedigung seiner Gierigkeit nach Bratwürsten zu verwenden; allein das war nicht der Fall. Hatte er vorher deshalb Getreide und andere Sachen verschleppt, so that er es jetzt noch mehr.

Man verschloß den Boden und entsetzte ihn seines Vermögens; aber durch Hülfe nachgemachter Schlüssel drang er doch dahin, oder verschaffte sich durch kleine Dorf- und Felddiebereien Geld zu Bratwürsten. Nachdem seine Frau um die Scheidung von ihm nachgesucht, und diese auch erlangt hatte, nahm ihn einer von den Raßdorfschen Herrn als Knecht zu sich, um zu versuchen, ob er nicht zur Ordnung zurückgebracht werden könne; aber auch hier waren Vorstellungen und Prügel fruchtlos. So oft er einen Gulden zu Kleidungsstücken bekam, gab er ihn für Bratwürste aus.

Auch der Prediger zu Raßdorf bemühte sich vergeblich, ihn auf bessere Wege zu bringen. Der Unglückliche war zwar bei jeder Vorstellung, die ihm gemacht wurde, gerührt und erkannte sein Unrecht; aber er konnte nicht Herr über seine Leidenschaften werden. Einst ging er so weit, daß er während der sogenannten Absolution seinem Beichtvater die Bibel wegstahl, und sie in Bratwurstgeld ver wandelte. Er kam zuletzt in Raßdorf in das Gefängniß, weil, seiner Diebereien wegen, immer mehrere Klagen gegen ihn eintiefen; aber hier brach er durch, und trieb sein Diebshandwerk im Hennesbergischen so lange fort, bis er endlich in Kaltenfondheim den Lohn seiner Thaten

erhielt. Leute, die ihn gekannt haben, versichern, daß er ein äußerst dienstwilliger und guterziger Mensch gewesen sei, und Freunde genug in der Welt gefunden haben würde, hätte er sich nicht durch eine so elende Leidenschaft unleidlich gemacht.

Der Hirsch als Kindsmagd.

(Mit einer Abbildung.)

Nachstehende merkwürdige Begebenheit bewährt neuerdings den schönen Glauben, daß kleine Kinder unter dem besondern Schutz der Engel Gottes stehen, und finde darum hier eine Stelle.

Am Himmelfahrtstage 1838, wo alles Landparthien machte, um das schöne Frühlingserweiter zu genießen, verließ sich an der eine Stunde von Wiesbaden entfernten, am Fuße des Taunusgebirges gelegenen Kazanerie, einem herzoglichen Jagdhause, das dreijährige Kind eines dortigen Bürgers, des Posamentirers A..., welches seine Eltern dahin mitgenommen hatten, aus der Gesellschaft, während der Zeit, als diese in den nahen Wald gingen, um gefälltes Holz zu besehen. — Man stellte sogleich Nachforschungen an, und setzte diese die ganze Nacht hindurch fort, indem man sogar Hunde dazu verwandte, ohne jedoch das Kind zu finden; den andern Morgen begab sich von neuem eine Menge Menschen (unter diesen eine Abtheilung Soldaten) an Ort und Stelle, ohne jedoch glücklicher zu sein, und nachdem gegen Mittag die Sache bei der Polizei zur Anzeige gekommen war, so ordnete diese weitere Nachforschungen unter der Leitung einiger ihrer Beamten an; obgleich solche mit aller Umsicht und Sorgfalt betrieben wurden, so nahte schon der Abend heran, ohne daß man etwas gefunden hatte, als es einem der Gegend kundigen Manne einfiel, auf einen höher im Walde gelegenen freien Platz zu gehen und dort zu suchen. Hier war er so glücklich, das Verlorne zu entdecken, und, man denke sein Erstaunen, in Gesellschaft eines großen Hirschens, der dasselbe im Kreise umging und gleichsam sein Wächter zu sein schien; denn er entfernte sich nicht bei dem Nahen des Mannes, und vertrat diesem den Weg,

so daß derselbe Mühe hatte, zu dem Kinde zu gelangen. — Endlich bei ihm angekommen, fand er es bei einer Quelle im Grase sitzend, und beschäftigt, Blumen, die umher wuchsen, abzupflücken, ganz sorglos und heiter; auf seine Frage, ob ihm nichts fehle, antwortete dasselbe, es habe Wein getrunken, aber kein Frühstück bekommen. — Man vermuthet, daß das Kind, ein Knabe, die Zeit über viel geschlafen, vielleicht vor seiner Entfernung Wein getrunken habe, der ihm zu Kopfe gestiegen war. — So würde dieses dreijährige Geschöpf, nachdem es 24 Stunden im Walde, einsam und ohne Nahrung, zugebracht hatte, seinen erfreuten Eltern zurückgegeben. Lobenswerth ist der Eifer und die Theilnahme, welche die ganze Bürgerschaft, Alt und Jung, so wie die einschlagenden Behörden an den Tag legten, und erfreulich war es, die angewandte Mühe mit einem glücklichen Erfolg gekrönt zu sehen. —

Bewahrung vor großer Gefahr.

Ein würdiger Pfarrer im Württembergischen erzählte mir im Frühjahr 1839, als er, auf einer Erholungsreise begriffen, auch mich besuchte, folgendes:

Im vorletzten Winter habe ich Holz in meinem Hofe machen und dasselbe sogleich aufheben lassen. Weil aber mein Holzschoppen dasselbe im untern Raume nicht alles aufnehmen konnte, so mußte ich das Holz auf dessen obern Boden, der mit Brettern belegt ist, bringen lassen. Abends um 5 Uhr, als nur noch wenige Körbe voll aufgesetzt werden sollten, brachen auf einmal sämtliche Balken des Schoppens, der eine sogar zweimal, und beinahe alles Holz stürzte mit einemmale in den untern Raum. Meine Magd und ein Knabe waren noch mit Holzsezen beschäftigt und unten standen drei Knaben, die es ihnen darboten, und siehe, auch nicht das Mindeste hat es ihnen gethan. Er wird sich wundern, wie das zugeht. Ich wills ihm sagen. Sieht Er, im Jahre 1834 sind mir zwei Kirchbäume abgestanden und ich mußte sie abhauen lassen. Weiß ich glaube, daß die Stämme einmal gut angewendet werden könnten,

dem Kind
angew
im Gei
die un
regles
niches
ein gem
— Ein
Knaue,
essliche
aten
ar. — E
pf, nach
an und
en er
erth
the die
so wie
Zag leg
sonde
getren

Gefahr
Würtemb
1339, a
erifen, au

ich Holz
selbe
mein
Name
küte
der mit
Abende
Körbe
ben auf
heppere
he alles
uttern
e waren
anten
aroben
e hat
en, wie
Ciehe
Kirch
abhan
die Sch
den



erhielt. Leute, die ihn gekannt haben, versichern, daß er ein äußerst dienstwilliger und guterziger Mensch gewesen sei, und Freunde genug in der Welt gefunden haben würde, hätte er sich nicht durch eine so elende Leidenschaft unleidlich gemacht.

Der Hirsch als Kindsmagd.

(Mit einer Abbildung.)

Nachstehende merkwürdige Begebenheit bewährt neuerdings den schönen Glauben, daß kleine Kinder unter dem besondern Schutz der Engel Gottes stehen, und finde darum hier eine Stelle.

Am Himmelfahrtstage 1838, wo alles Landparthien machte, um das schöne Frühlingserweiter zu genießen, verließ sich an der eine Stunde von Wiesbaden entfernten, am Fuße des Taunusgebirges gelegenen Kazanerie, einem herzoglichen Jagdhause, das dreijährige Kind eines dortigen Bürgers, des Posamentirers A..., welches seine Eltern dahin mitgenommen hatten, aus der Gesellschaft, während der Zeit, als diese in den nahen Wald gingen, um gefälltes Holz zu besehen. — Man stellte sogleich Nachforschungen an, und setzte diese die ganze Nacht hindurch fort, indem man sogar Hunde dazu verwendete, ohne jedoch das Kind zu finden; den andern Morgen begab sich von neuem eine Menge Menschen (unter diesen eine Abtheilung Soldaten) an Ort und Stelle, ohne jedoch glücklicher zu sein, und nachdem gegen Mittag die Sache bei der Polizei zur Anzeige gekommen war, so ordnete diese weitere Nachforschungen unter der Leitung einiger ihrer Beamten an; obgleich solche mit aller Umsicht und Sorgfalt betrieben wurden, so nahte schon der Abend heran, ohne daß man etwas gefunden hatte, als es einem der Gegend kundigen Manne einfiel, auf einen höher im Walde gelegenen freien Platz zu gehen und dort zu suchen. Hier war er so glücklich, das Verlorne zu entdecken, und, man denke sein Erstaunen, in Gesellschaft eines großen Hirschens, der dasselbe im Kreise umging und gleichsam sein Wächter zu sein schien; denn er entfernte sich nicht bei dem Nahen des Mannes, und vertrat diesem den Weg,

so daß derselbe Mühe hatte, zu dem Kinde zu gelangen. — Endlich bei ihm angekommen, fand er es bei einer Quelle im Grase sitzend, und beschäftigt, Blumen, die umher wuchsen, abzupflücken, ganz sorglos und heiter; auf seine Frage, ob ihm nichts fehle, antwortete dasselbe, es habe Wein getrunken, aber kein Frühstück bekommen. — Man vermuthet, daß das Kind, ein Knabe, die Zeit über viel geschlafen, vielleicht vor seiner Entfernung Wein getrunken habe, der ihm zu Kopfe gestiegen war. — So würde dieses dreijährige Geschöpf, nachdem es 24 Stunden im Walde, einsam und ohne Nahrung, zugebracht hatte, seinen erfreuten Eltern zurückgegeben. Lobenswerth ist der Eifer und die Theilnahme, welche die ganze Bürgerschaft, Alt und Jung, so wie die einschlagenden Behörden an den Tag legten, und erfreulich war es, die angewandte Mühe mit einem glücklichen Erfolg gekrönt zu sehen. —

Bewahrung vor großer Gefahr.

Ein würdiger Pfarrer im Württembergischen erzählte mir im Frühjahr 1839, als er, auf einer Erholungsreise begriffen, auch mich besuchte, folgendes:

Im vorletzten Winter habe ich Holz in meinem Hofe machen und dasselbe sogleich aufheben lassen. Weil aber mein Holzschoppen dasselbe im untern Raume nicht alles aufnehmen konnte, so mußte ich das Holz auf dessen obern Boden, der mit Brettern belegt ist, bringen lassen. Abends um 5 Uhr, als nur noch wenige Körbe voll aufgesetzt werden sollten, brachen auf einmal sämtliche Balken des Schoppens, der eine sogar zweimal, und beinahe alles Holz stürzte mit einemmale in den untern Raum. Meine Magd und ein Knabe waren noch mit Holzsetzen beschäftigt und unten standen drei Knaben, die es ihnen darboten, und siehe, auch nicht das Mindeste hat es ihnen gethan. Er wird sich wundern, wie das zugeht. Ich wills ihm sagen. Sieht Er, im Jahre 1834 sind mir zwei Kirchbäume abgestanden und ich mußte sie abhauen lassen. Weiß ich glaube, daß die Stämme einmal gut angewendet werden könnten,

dabe ich sie aufgehoben; aber bis zu dem Tage, an dem ich mein Holz machen ließ, hatten sie noch keine Bestimmung gefunden; ich erklärte daher morgens meiner Frau, ich wolle sie zu Brennholz versägen lassen. Wie nun die Weiber oft sorglich sind, sie sagte: „laß sie noch. Vielleicht ist man einmal froh, wenn sie noch ganz sind,“ und ich folgte ihr. Nun muß ich Ihm eine kurze Beschreibung des Schoppens geben. Wäre ich ein Maler, so wollte ich Ihm ein Abbild von ihm geben, daß Er's Jedermann zeigen könnte, und nur den Erklärer machen dürfte. Mein Holzschoppen lehnt sich an die Scheuer. Drei Balken ziehen durch ihn und diese ruhen auf einem Durchzuge, der auf der Dachpfette aufsteigt und in einen Pfosten der Scheuer eingelassen ist, weil sie sonst zu schwach wären, um eine schwerere Last zu tragen. Der Durchzug wich nun aus dem Pfosten und fiel, daher denn auch die Balken in einem Nu zerbrachen; allein wo fiel der Durchzug hin? - Hör' Er nur! — Einer der Kirschbäume hatte, da seine zwei Hauptäste nicht hart am Stamm abgesägt waren, eine kleine Gabel. Diesen hatte ich unter dem Durchzug an die Wand gelehnt. In dem Augenblicke, als der Durchzug wich, fiel ein kleines Scheit Holz und zwar gerade auf den einen Zinken der Gabel, bereitete dadurch dem sinkenden Durchzuge eine gerade Unterlage und faste diesen auf. So kam es, daß er nur um etwa einen Schuh sich herniederlassen konnte. Das meiste Holz saß hinter demselben und drückte die Balken zusammen. Die Last, welche vor demselben auf dem Balken ruhte, war ihnen nicht zu schwer, darum blieben sie hier ganz und meine Magd mit den Knaben, die auf dieser vordern Seite beschäftigt waren, unversehrt. Wäre nun der Kirschenstamm hier nicht gestanden, so wäre der Durchzug auf den Boden gefallen, und der ganze Holzschoppen zusammengestürzt, denn bereits hatte sich das ganze Dachwerk gesenkt. Wie es dem Leben derer, die im Schoppen sich befanden, ergangen wäre, wissen wir nicht, allein das Entsetzlichste wäre zu erwarten gewesen. Wie mir zu Muthe war, als ich sah, was sich ereignet hatte, kann Er sich denken, und wem Er es wiedererzählt. Bald aber

schlug mein Schrecken in einen Preis des großen Retters über, der so augenscheinlich das Leben mehrerer Personen und auf eine Weise bewahrte, die von seiner Macht und Güte zeugt; auch mich sah' ich vor einem schrecklichen Ende bewahrt, denn wenige Augenblicke, ehe das Ereigniß eintrat, stand ich auf der Stelle, auf die das Holz stürzte, und nur ganz wenig Holz war seitdem aufgesetzt worden. Wer zu mir kam, ward auch an den Schoppen geführt, um hier die Wunder Gottes zu sehen. — Ich aber sang mit dem frommen Dichter Paul Gerhard:

„Weg' hast du allerwegen,
 „An Mitteln fehlt dir's nicht;
 „Dein Thun ist lauter Segen,
 „Dein Gang ist lauter Licht.“

Der eiserne Sarg.

Ein Gemälde italienischer Rache und Bosheit.

(Mit einer Abbildung.)

Hoch auf den das Meer überragenden Felsenblöcken der Scylla in Italien stand das feste Schloß des Prinzen Tolsi, von dessen Thürmen man halb Sicilien überschauen konnte. Während der blutigen Kriege des Mittelalters und der grimmigen Verfolgungen einzelner mächtiger Geschlechter gegen einander, diente es oft zum Gefängnisse für diejenigen, denen ein bedeutendes Lösegeld Hoffnung für Freiheit ließ. Aber es gab auch Kerker hier, deren Pforte sich nur dem zum langsamen, qualvollen Tode Bestimmten öffnete, um ihn auf ewig dem Auge der Welt zu entziehen, und so den glühenden Rachedurst eines Italieners zu befriedigen.

Ein herrlicher Jüngling, Namens Vicenzio, war in die Hände seines erbittertesten Feindes gefallen. Er war ein Gefangener Tolsi's, und schmachtete in einem der Kerker, die auf der höchsten Spitze des Felsens ein mächtiger Thurm umschloß. Er hatte beinahe das Ansehen eines großen Käfigs, denn Decke, Fußboden und Wände bestanden aus geschlagenen Eisenplatten, die, künstlich ineinandergefügt, das Ansehen einer einzigen ununterbrochenen Fläche gewährten. Hoch oben an der Decke

waren sieben stark gegitterte Fenster angebracht, die Luft und Licht in den Kerker ließen. Außer diesen und der schmalen Eingangsthüre unter ihnen, unterbrach keine Fuge, kein Vorsprung, kein Nagel die glänzende schwarze Eisenwand. Eine eiserne Bettstelle mit Stroh gefüllt stand in der einen Ecke, neben dieser ein Gefäß mit Wasser und eine roh gearbeitete Schüssel mit schlechter Kost.

Selbst Vicenzio's furchtlose Seele schreckte vor diesem Aufenhalte zurück, als er eintrat, die schwere Eisenthüre hinter sich in's Schloß fallen, und von den schweigenden Henkersknechten dreifach verschließen hörte. Nur zu deutlich sprach ihr Schweigen. Seine Drohungen, Bitten, seine Fragen nach dem ihm bestimmten Schicksal — Alles war vergebens. — Sie hörten es und — schwiegen. Er sollte sein Grab betreten.

Wie fürchterlich tönten ihm die verhallenden Schritte seiner Quäler. Als aber der letzte Laut erstarb in den krummen Windungen des unterirdischen Ganges, der zu seinem Kerker führte, da erfaßte ihn der Gedanke: „Nie mehr siehst du ein menschliches Antlitz, nie mehr hörst du den Ton einer Stimme!“ in seiner ganzen Furchtbarkeit. — Zu entkommen durfte er nicht hoffen, er hätte denn mit seinen nackten Händen die Eisenwände durchstrafen müssen, die ihn von der Welt trennten. Die Freiheit von seinem Todfeinde zu hoffen, wäre Wahnsinn gewesen, sein schneller Tod, wenn auch noch so qualvoll, war nicht der Wille Tolst's, denn er konnte ihn hinrichten lassen, und er hatte es nicht gethan. Was anders konnte also seine Absicht sein, als ihn einen langsamen, berechneten Tod sterben zu lassen, und welcher Tod wäre fürchterlicher als der Tod durch Hunger, der nur dann erfolgt, wenn der letzte Lebensfunke dem pulsirenden Körper entflieht, nachdem der Geist schon tausendmal gestorben ist.

Es war Abend, als Vicenzio seinen Kerker betrat, und bald hüllten die Schatten der Nacht ihn ganz in Dunkel ein. Unruhig ging er auf und nieder, indem er sich in Gedanken über sein Schicksal verlor. Vergebens lauschte er, ob nicht die Glocke des nahen Klosters oder die Thorglocke der Feste ihm den Lauf der Stunden verkün-

digten — aber Alles blieb still; — die Einsamkeit der Wüste, das Schweigen des Grabes ist nicht so tief, so still, als die Schwüle der Luft, die ihn umgab. Das Herz sank ihm, und beängstigt warf er sich auf das elende Stroh seines Lagers. — Wohlthätig senkte sanfter Schlaf sich auf seine müden Augenlieder und zeigte ihm im Traume Bilder früher verlebter, glücklicher Tage, in denen der Gedanke unterging — du bist Tolst's Gefangener. Aber ach, der anbrechende Tag bestätigte durch sein helles Licht das, was die unbestimmten Formen am vorigen Abend ihn nur unvollkommen hatten erkennen lassen, daß Flucht unmöglich sei. Als er jedoch sein Auge ruhelos in seinem Kerker umherschweifen ließ, fiel es ihm auf, daß der Wasserkrug, den er beim Einschlafen neben sein Bett gestellt hatte, nicht allein an einer ganz andern Stelle stehe, sondern auch eine ganz andere Form habe. Eben so war es mit der Schüssel, in der jetzt bessere Speise lag, als gestern. Jemand mußte also in der Nacht bei ihm im Kerker gewesen sein; aber wie war es möglich, die mächtige Eisenthüre so lautlos zu öffnen, daß der unruhige Schlaf des Gefangenen nicht gestört wurde? Noch zog die Zahl der Fenster seine Aufmerksamkeit auf sich, denn er glaubte gestern sieben gezählt zu haben, und fand heute nur sechs. Die Zahl sowohl als die eigenthümliche Form derselben war ihm gleich bei seinem Eintritte in das Gefängniß aufgefallen, daher glaubte er um so mehr, sich der Zahl sieben zu erinnern. Indeß mußte er sich doch wohl geirrt haben, wie hätte auch ein Fenster in einer glatten Wand verschwinden können? — Vincenzio aß von den ihm hingestellten Speisen ohne Besorgniß. Sie konnten zwar vergiftet sein, aber wär' es auch gewesen, dem Tode konnte er einmal in den Tigerklauen Tolst's nicht entgehen, je schneller es daher mit ihm vorüber war, je willkommener.

Dede und drückend ging der Tag vorüber, doch nicht ohne einen schwachen Hoffnungsstrahl, vielleicht das Wesen zu belauschen, welches ihm schon in der vorigen Nacht andere Speisen gebracht hatte, da es doch wahrscheinlich denselben Weg nehmen würde, den es früher genommen. Der bloße

Gedanke, ein menschliches Wesen in seiner Nähe zu wissen, von dem er vielleicht Gewißheit über sein Schicksal erhalten konnte, erfüllte ihn mit Freude; denn kein Gedanke war ihm fürchterlicher, als der, sich ganz verlassen zu wissen.

Die Nacht kam, Vincenzio wachte. Der Morgen kam und Vincenzio sah sich getäuscht. Er mußte eingeschlafen sein, ohne es zu wissen; vergebens hatte er sich vorgenommen zu wachen. Da stand sein Krug von unsichtbarer Hand auf's neue gefüllt, da standen neue Speisen; was aber das Wunderbarste, so war es wieder ein Fenster weniger geworden, denn als er sie zählte, waren es nur noch fünf. Diesmal war es keine Täuschung, und es wurde feste Ueberzeugung bei ihm, daß es auch gestern keine gewesen. Was konnte das aber bedeuten? In welchem wunderbaren und geheimnißvollen Kerker befand er sich? Er starrte das Wunder an, bis ihn seine Augen schmerzten, aber erklären konnte er sich's nicht. Vergebens quälte er seine Vernunft mit dem Warum. Er untersuchte die Eisenthüren. Ein an und für sich unbedeutender Umstand überzeugte ihn, daß sie nicht geöffnet worden waren; denn ein Strohhalbm, der an dem vorigen Tage zufällig an die Thüre gefallen war, lag so, daß die geringste Bewegung derselben ihn hätte aus seiner Lage bringen müssen. Das war ein Beweis, daß Niemand durch die Eingangsthüre zu ihm gekommen sei, also mußte an den Wänden die Oeffnung sein, durch die ihm der Wasserkrug und die Speisen hineingesetzt worden waren. Er untersuchte sie genau. Sie schienen ihm, wie früher, eine ununterbrochene, feste Fläche von Eisen, oder doch so kunstreich in einander gefügt, daß auch das schärfste Auge keine Fuge entdeckte. Wieder und immer wieder untersuchte er Wände, Decke und Fußboden, zählte die wunderbaren Fenster, aber nichts gab ihm Licht — nichts löste seinen Zweifel. Nur schien es ihm, als sei sein ganzer Kerker kleiner geworden, als hätten die Wände sich genähert, doch schien ihm dies eine natürliche Folge von dem unlangbaren Verschwinden der beiden Fenster.

Hochst aufgeregt erwartete Vincenzio die nächste Nacht und verwehrete sich, als sie

herannahte, den Schlaf durch Hin- und Hergehen, anstatt sich auf das Lager zu werfen. Mit dem Verschwinden des Tageslichtes strengte er sich um so mehr an, trotz der Dunkelheit die Wände im Auge zu behalten, um endlich eine Erklärung dieser wunderbaren Dinge zu finden. Gegen Morgen glaubte er plötzlich eine unbedeutende zitternde Bewegung des Fußbodens zu bemerken. Er stand still. Die Bewegung dauerte beinahe eine Minute, aber sie war so außerordentlich leise und geräuschlos, daß er schon zweifelte, ob er sich nicht bloß getäuscht. — Er horchte — kein Laut war zu hören. Da fühlte er plötzlich einen kalten Luftstrom auf sich zudringen, und stürzte gegen die Seite, von der er herzukommen schien, stolperte aber über etwas, was er für einen Wasserkrug hielt. Der Luftzug hörte auf, und als Vincenzio seine Hand ausstreckte, faßte sie das kalte Eisen seines Kerkerraums. Bewegungelos blieb er stehen, aber nichts geschah während des übrigen Theils der Nacht, was seine Aufmerksamkeit reizen konnte, obgleich er mit der größten Aufmerksamkeit auf alles lauschte, was ihn umgab.

Mit dem Tageslicht, welches nur langsam die fürchterliche Finsterniß durchdringen konnte, drehten sich unwillkürlich seine Augen zu den Fenstern — da waren nur vier. — Er konnte wenigstens nur vier sehen. Doch war es möglich, daß irgend ein Gegenstand, eine Wolke vielleicht, ihm das fünfte verdeckte. — Darum wartete er, bis das volle Licht auch den kleinsten Winkel seines Gefängnisses erleuchtete, da sah er denn, was er sich vergebens zu erklären bemühte, daß der Krug, über den er in der Nacht gestolpert, in Scherben am Boden lag, dicht an der Wand stand ein anderer gefällt, und daneben lag die Speise. Es schien nun gewiß, daß durch irgend eine mechanische Vorrichtung die Wand sich öffne, wenigstens schien der Luftzug, den er deutlich gefühlt, dafür zu sprechen. Wie geräuschlos aber war es geschehen! Wäre eine Feder zu Boden gefallen, er hätte es gehört. Noch einmal untersuchte er die Wände, aber Auge und Gefühl zeigten ihm nur eine ebene, gleiche Eisenmaße, während starke und wiederholte Schläge an als

len Theilen keine hohle Stelle entdecken ließen.

Diese Untersuchungen hatten seine Aufmerksamkeit auf einige Zeit von den Fenstern abgelenket. Jetzt sah er nach ihnen und ein drittes war verschwunden, wie früher die beiden, ohne irgend eine Spur zurückzulassen, wo es gestanden. Die übriggebliebenen vier sahen eben so aus, als am ersten Abend die sieben ausgehauen hatten, das heißt, sie waren in regelmäßigen Entfernungen oben an der Decke der Seitenwände. Die schmale Eisenthüre stand noch, wie früher in der Mitte von sieben, jetzt in der Mitte von vier. Woran er aber gar nicht zweifeln konnte — sein Gefängniß war wirklich kleiner geworden, die Decke hatte sich gesenkt, und die Seitenwände waren um so viel näher gerückt, als der Raum zwischen den drei verschwundenen Fenstern betragen konnte. Sein Kopf wurde wüth, als er darüber nachdenken wollte. Irgend ein furchtbares Vorhaben — eine teuflische Körper- und Seelenmarter, ein unerhörtes Maaß von Leiden lauerte auf ihn — das sprach sich deutlich in dem aus, was geschehen war.

Zu Boden gedrückt von diesem beängstigenden Gedanken, saß er in dumpfem Hinbrüten Stunde auf Stunde. Seine Seele war ein Raub der ungewissesten Besorgnisse. Endlich fuhr ein furchtbarer Gedanke durch seinen Kopf. — Er sprang auf und rief außer sich: „Ja, ja, so ist es!“ — seine Augen drangen fast aus ihren Höhlen, und ein kalter Schauer überlief ihn. — „Ja! es muß so sein — ich sehe es — ich fühle die gräßliche Wahrheit, wie die Zähne einer Säge in meinem Gehirne! Ewiger Gott — rette mich — ich täusche mich nicht — die Decke wird sich senken — die Wände werden mich fassen, und langsam, furchterlich langsam mich in ihrer eisernen Umarmung zermalmen. Herr Gott! hab' Erbarmen mit mir — tödte mich schnell! — Teufel, Teufel von Menschen! ist das eure Rache?“

Nieder sank er auf den Boden in einem schrecklichen Zustande. Thränen stürzten aus seinen Augen und der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn, er schluchzte laut, rautte sich das Haar, wälzte sich wie

ein Wahnsinniger auf dem Boden, und wollte in den Boden beißen. Fürchterliche Verwünschungen gegen Tossi — angstvolle Gebete zum Himmel um schnellen Tod endeten damit, daß er ruhiger wurde und am Ende wie ein Kind weinte. Noch hatte er keine Nahrung zu sich genommen, noch hatte kein Tropfen Wasser die am Gaumen klebende Zunge gelabt, und seit sechs und dreißig Stunden hatte das starre Auge sich nicht geschlossen. Da überwand das Verdürßniß seinen qualenden Körper, er trank mit Bier den ganzen Krug aus, verschlang die Speisen und schleppte sich zu seinem Lager, um wieder über seine trostlose Lage in Hinbrüten zu versinken.

Er schlief ein, aber sein Schlaf war kein ruhiger. So lange er es vermochte, widerstand er ihm, und als die Natur endlich ihren Tribut forderte, riefen seine Träume ihm das ungeheure Verbrechen vor die Seele, das an ihm verübt werden sollte. Er athmete schwer und tief, schreckte oft aus dem Schlafe auf, ob er auch noch Raum genug zu leben habe, murmelte einige unverständliche Worte, und sank dann wie todt auf sein Lager zurück.

Da brach der Morgen des vierten Tages an, aber es wurde hoch Mittag, ehe Vincenzio im Stande war, die betäubende Lethargie, in der er gelegen, bis zum vollen Bewußtsein seiner Lage abzuwehren. Wer aber beschreibt den Ausdruck, mit dem sein unstäter Blick sich auf die Fenster heftete — es waren nur noch drei. Drei! — mehr konnte er nicht sehen. Ruhig und mit Bedacht prüfte er noch einmal Seitenwände und Decke. Daß sein Gefängniß kleiner, viel kleiner geworden, lag nun so klar am Tage, daß es lächerlich gewesen wäre, an eine Sinnentäuschung zu glauben. Aber wie konnte das geschehen? Mit welcher wunderbaren Kunst mußte das Gefängniß gebaut sein, daß es sich so geräuschlos, so fast ohne Bewegung verkleinerte? Der einzige Gedanke nur hielt ihn noch aufrecht, daß Tossi ihm die Todesqual nur deswillen schaffe, um ihn in letzten Augenblicke zu befreien.

„Den Tod fürcht' ich nicht!“ rief er aus, „aber die ser Tod, auf den ich mich vorbereiten muß — mag er mich doch zermal-

men — so gräßlich er auch ist — aber gleich — jetzt — auf der Stelle! — Wo soll ich Kraft finden, noch drei ewig lange Tage hindurch das Unvermeidliche langsam an mich herankriechen zu sehen! — Keine Hülfe! — Keine Rettung! Ich werde wahnsinnig, wenn ich mir das Näherrücken der Mauer denke! — O wer die drei Tage hindurch schlafen könnte!”

Der Krug war wieder gefüllt, und die Speisen andere, er beachtete es nicht; aber fest war sein Vorsatz, diese Nacht zu wachen, und wenn er abermals die leise, geräuschlose Bewegung oder den Luftzug spüre, seinem Jammer Worte zu geben und das Mitleid seiner Verfolger anzuflehen.

Die Nacht kam, und als die Zeit heran- nahte, in der er das vorige Mal die Bewe- gung bemerkte, stand Vicenzio still und schweigend wie eine Statue, und wagte fast nicht zu athmen; da fiel es ihm ein, daß es besser sei, sich der Länge nach auf den Boden hinzulegen. Er that es, und lauschte nun mit einer Anstrengung, die ihn selbst quälte. Noch konnte er nicht lange so gelegen haben, als er deutlich fühlte, daß der Fußboden sich unter ihm be- wege. Er sprang auf und rief laut — die Stimme war fast erstickt — die Bewegung hörte auf. Er wartete einen Augenblick — kein Luftzug, kein Laut; da brach er in Thränen aus, stürzte bewußtlos zu Boden und schrie angstvoll um Hülfe, bis er es nicht mehr vermochte.

Das junge Licht des Tages zeigte ihm nur noch zwei Fenster. Die Decke war jetzt nur noch einen Fuß von seinem Kopf, und die Seitenwände bis auf sechs Fuß aneinan- dergedrückt. Schauernd maß er den Raum, der ihm noch übrig geblieben war, aber das Unvermeidliche seines Schicksals machte ihn anscheinend ruhiger. Mit verschränkten Ar- men, verbissenen Zähnen und Augen, die vom Wachen und angestrengten Sehen mit Blut durchflossen waren, ging er rasch auf und nieder, schwer athmend und schweigend das Nahende überdenkend. Wer könnte die schwarzen Gedanken fassen, welche Zunge sie aussprechen, und welche Feder die Qua- len beschreiben, denen der Unglückliche un- terlag. Er warf sich auf's Lager, und als

er sich zufällig nach der Wand drehte, be- merkte er einige Schriftzüge — Worte von menschlicher Hand geschrieben. Er sprang auf, las, sein Blut gerann in den Adern.

„Ich Ludoviko Sforza, durch das Gold Tost's in Versuchung geführt, habe drei Jahre damit zugebracht, dieses Meisterstück meiner Kunst zu vollenden. Als ich geen- det, begleitete mich der verruchte Tost hinein, um es in seiner ganzen fürchterlichen Wir- samkeit zu sehen, und bestimmte mich selbst zum ersten Opfer, weil ich das Geheimniß verrathen konnte. Mag Gott ihm vergeben, wie ich hoffe, daß er mir vergeben wird, seinen schändlichen Plänen gedient zu haben. Unglücklicher, der du dies liest, wer du auch sein magst, falle nieder auf deine Kniee und sehe den Himmel an, daß er dir Stärke verleihe, der Rache Tost's in dieser höllischen Maschine zu sterben. Dein Ende ist nahe! In wenigen Stunden zer- malmt sie dich, wie sie den Nichtswürdigen zermalmt, der sie gemacht.“

Tief ächzte Vicenzio. — Wie versteinert stand er mit aufgerissenen Augen, gespann- ten Nasenlöchern und zitternden Lippen vor seinem Urtheil. (Siehe die Abbildung.)

Ihm war, als hätte eine Stimme aus dem Erbe ihm zugerufen: „Bist du be- reit?“ — Jetzt verließ ihn alle Hoffnung. Schon fühlte er die Qual der sich senkenden Decke — sein Gehirn brach zwischen den sich schließenden Eisenwänden. Er wußte nicht mehr, was er that. In seinen Kleidern suchte er verzweifelt nach einer Waffe, seine Kehle versuchte er zuzudrücken.

Die Abendsonne sank ins Meer und Vi- cenzio sah sich von den letzten Strahlen der- selben beleuchtet. Wie glücklich machte ihn das! Es war ihm ein Zeichen, daß er noch der Welt angehöre, ein Wand, das ihn noch mit ihr vereinte. Die beiden noch übrig- gen Fenster waren jetzt so tief herabgesun- ken, daß er mit einiger Anstrengung sie er- reichen konnte. Mit einem Sprung hing er an den Gittern, und sah, wie er nie wieder zu sehen gehofft, das Meer im stillen Glanze der Abendröthe. Mit Absicht, schien es, hatte man eine Durchsicht durch die Fel- senmasse gehauen, um den Unglücklichen mit dem Anblick dessen, was er bald auf

ewig verlassen sollte, noch empfindlicher zu qualen.

Er konnte sich von dem süßen Anblick nicht trennen. Bald hing er an einer Hand, bald an der andern, bald kammerte er sich mit beiden so fest, daß ihm die Hände wund wurden. Endlich mußte er dem Schmerz in seinen Händen und Armen unterliegen. Er sank zu Boden und blieb so lange bewußtlos liegen, bis der nächste Morgen ihm nur noch ein Fenster zeigte. Cines! — Das letzte! — Diesmal machte die Gewißheit seines nahen Endes keinen so heftigen Eindruck auf ihn. Er lachte heiter und convulsivisch. Aber etwas Anderes mußte er sehen — etwas Furchterlicheres als alles Vorhergehende. Sein Lager war kein Bett mehr; — es war eine Todtenbahre geworden! — Die eiserne Bettstelle war so eingerichtet, daß in dem Augenblick, wo die näherrückenden Wände Kopf- und Fußende berührten, der Druck verborgener Federn sich in Bewegung setzte, die es auf eine einfache aber sehr geschickte Weise in das verwandelten, was er jetzt vor sich sah. Er betete inbrünstig und lange, dann und wann fielen einige Thränen auf den Boden. Die Luft schien ihm dick und nur mit Anstrengung konnte er athmen, wenigstens schien es ihm so, denn die ängstigende und erstickende Enge seines Kerkers ließ ihm weder zum Stehen noch Liegen genügenden Raum. Sein Geist erlag, er sank in eine gänzliche Fühllosigkeit, ohne Lebenszeichen lag er in einer zusammengekrümmten Stellung, und wäre glücklich gewesen, wenn der Tod ihn in diesem Zustande ergriffen. Aber die berechnete Grausamkeit seines Quälers hatte einen solchen Fall vorausgesehen. Das Läuten einer ungeheuern Glocke schlug an sein Ohr. Er fuhr auf. Nur ein Schlag war es gewesen, aber so gellend und schrillend, daß ihm das Gehirn zu erzittern schien, und das Echo in den Felsenklüften ihm nachdonnerte. Noch einige Augenblicke, und ein furchtbares Krachen erschütterte alle Wände, als ob die Decke auf ihn herabstürzte und seinen Leiden ein Ende machen wollte. Vicenzio spreizte unwillkürlich seine Hände aus, als ob er die Kräfte eines Niesen gehabt, und sie zurückzuhalten. — Wände, Decke und

Boden waren jetzt so nahe gerückt, daß, nur noch einige Zoll näher, das gräßliche Vernichtungswerk seinen Anfang nehmen mußte. Aber die teuflische Bosheit eines rachedurstigen Italieners sollte nicht siegen. In dem Augenblicke, wo der edle Vicenzio zermalmt werden sollte, löste sich, wahrscheinlich durch einen Fehler, der Boden von den Wänden ab. Der Unglückliche stürzte, auf der Eisenbahre sitzend, in ein Gerölde, raffte sich auf und, von schrecklicher Todesangst gepeinigt, wagte er einen kühnen Sprung in's Freie und entkam glücklich den Klauen des elenden Loffi.

Der Räuberhauptmann Schobri und der Theaterdirector

Der berühmte Räuberhauptmann Schobri kam eines Tages, wie sehr häufig, unerkannt nach Pesth und dort unter andern auch in eines der ersten Kaffeehäuser. An einem Tisch allein saß, mit einer zusammengebundenen Noth-Papier vor sich, ein Mann, dessen Züge und ganzes Wesen mehr als Niedergeschlagenheit ausdrückten. Schobri bemerkte dies und näherte sich ihm, um ein Gespräch anzuknüpfen. „Es scheint Ihnen etwas zu fehlen; ist Ihnen vielleicht unwohl?“ fragte er. — „Mir fehlt Alles,“ war die Antwort. „Was ich auch anfangs, Alles mißlingt mir; ich weiß mir nicht mehr zu helfen und zu rathen, ich bin in Verzweiflung! da habe ich eben hier ein Schauspiel geschrieben, das sein Stück auf dem Theater machen würde; ich dachte, etwas damit zu verdienen und meine Noth zu lindern; aber als ich zu dem Theaterdirector komme und es ihm anbiete, so weiß er mich mit schändlichen Worten ab. Nicht einmal ansehen wollte er es; der Titel war ihm schon genug.“ — „Und was ist der Gegenstand des Stücks?“ fragte Schobri. — „Schobri und seine Gefellen,“ erwiderte der Autor. Der Räuberhauptmann lachte. „Und das will der Theaterdirector nicht nehmen?“

Fremder. „Nicht einmal durchsehen wollte er es, sage ich Ihnen!“

Schobri. „Wie viel verlangen, Sie dafür?“